

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire

Herausgeber: [s.n.]

Band: 5 (1998)

Heft: 3

Artikel: "Reduit national" und Geschlechterordnung im Zweiten Weltkrieg : kritische Anmerkungen zu einer Kritik

Autor: Tanner, Jakob

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-16025>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«REDUIT NATIONAL» UND GESCHLECHTER- ORDNUNG IM ZWEITEN WELTKRIEG

KRITISCHE ANMERKUNGEN ZU EINER KRITIK

JAKOB TANNER

Unter dem Titel «Blinde Flecken» hat Susanna Burghartz in *traverse* 1998/2 einige «geschlechtergeschichtliche Anmerkungen» publiziert, die sich auf die «aktuelle Diskussion um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg» beziehen. These 1 ihres Beitrages lautet, dass die nach massivem Druck von aussen in der Schweiz angelaufene Diskussion um nachrichtenlose Vermögen und Goldtransaktionen erneut eine «Relevanztopographie» verfestigen helfe, in der die gesellschaftliche Geschlechterordnung nur noch eine randständige Rolle spiele. In These 2 postuliert die Autorin, dass ein in historischen Analysen unterschiedlichster Provenienz auszumachender «blinder Fleck» dann zu mitunter sehr sprechenden Versprechern und maskulinen Kurzschlüssen führe. Im wesentlichen formulierte Susanna Burghartz aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive eine Kritik am derzeitigen Diskussionsverlauf. Als eine der innovativen Exponentinnen der Geschlechtergeschichte möchte sie verhindern, dass eine ebenso notwendige wie unvermeidliche Diskussion um die Rolle der Schweiz nun geführt wird auf Kosten des ebenso wichtigen Anliegens einer Thematisierung der strukturell asymmetrischen Beziehungen zwischen Männern und Frauen in Geschichte und Gegenwart der schweizerischen Gesellschaft. Das Abrücken von einem obsoleten nationalen Sonderfallmythos und die Öffnung des helvetischen Problemhorizontes soll nicht das paradox-negative Ergebnis zeitigen, dass gleichzeitig unter der Hand ein Rollback frauen- und geschlechtergeschichtlicher Anliegen eintritt. Der Autorin geht es dabei nicht nur um die trotz bemerkenswerter Forschungsleistungen nach wie vor prekarisierte Position engagierter Historikerinnen im akademischen Forschungs- und Lehrbetrieb, sondern sie geht davon aus, dass gerade die Analyse des Vergessens, des Verdrängens und der Verantwortung für die Haltung schweizerischer Institutionen und Unternehmen während der Kriegsjahre auf die Kategorie Geschlecht nicht verzichten kann, wenn interpretatorische Verzerrungen und Fehlleistungen vermieden werden sollen.

*

Ich mische mich aus zwei Gründen in diese Debatte ein. Zum einen versuchte Susanna Burghartz ihre Thesen an meinem (noch nicht veröffentlichten, jedoch auch aus militärhistorischer Sicht kritisierten) Aufsatz «Réduit national und Aussenwirtschaft» zu illustrieren.¹ Aus diesem Grund hat mich die *traverse*-Redaktion eingeladen, mich zu diesen Ausführungen zu äussern. Zum andern teile ich grundsätzlich die Diagnose von Susanna Burghartz. Insbesondere um die unsäglichen «Diamant»-Feiern des Jahres 1989 entspann sich eine Diskussion, die geschlechtergeschichtliche Aspekte zu integrieren verstand; mit Monique Pavillons «Les immobilisées» (1989) und Simone Chiquets «Es war halt Krieg» (1992) wurden substantielle Publikationen vorgelegt. Die Interventionen von Annette Frei zu den Gedenkfeiern «1945–1995» machten – zusammen mit anderen Beiträgen und Ausstellungen – deutlich, dass hier etwas in Bewegung gekommen war. Demgegenüber markierte die 1996 um die Rolle des schweizerischen Finanzplatzes einsetzende Debatte tatsächlich einen Rückschritt. Binnen kurzem verschoben sich nun die Relevanzkriterien in einer Weise, dass die Kategorie *gender* kaum mehr Beachtung fand.

Damit habe ich ein Dilemma formuliert. Denn obwohl ich Susanna Burghartz über weite Strecken folge und mich als Teil des von ihr geschilderten Problems begreife, hat die Autorin insgesamt einen Text vorgelegt, der die theoretische Reflexion an entscheidenden Stellen hinter die rhetorische Inszenierung eines bekannten Sachverhaltes zurücktreten lässt. An einzelnen Passagen werden meine Ausführungen auf Biegen und Brechen jenem Plot-Kalkül, das die Erkenntniseffekte des Vortrages erzeugt, unterworfen. Ein solcher Stil steht einer weiterführenden inhaltlichen Diskussion im Weg. Die folgenden Ausführungen setzen bei dieser Feststellung an. Sie verfolgen nicht das Ziel, die Verdienste meiner Kritikerin um die Belange der Geschlechtergeschichte zu würdigen; auf solche Lorbeeren ist Susanna Burghartz auch gar nicht angewiesen. Ich versuche vielmehr im Sinne einer Replik zu zeigen, wo die Autorin mir Schwachstellen meiner eigenen Argumentation vor Augen führt und wo sie sich Erkenntnisse verbaut, wenn es darum geht, die Rezeption geschlechtergeschichtlicher Fragestellungen und Untersuchungsergebnisse zu fördern und damit die historische Forschung insgesamt anzuregen.

Zunächst ist festzuhalten, dass sich mein Text tatsächlich in einer militär- und männerzentrierten Problematik bewegt. Die Kategorie «Geschlecht» wird zwar an mehreren Stellen angesprochen; im zentralen Teil der Argumentation – bei der Analyse des Zusammenhangs von Arbeitsmarkt und militärischer Mobilisierung – ist sie tatsächlich strukturell unterbelichtet. In der Präsentation des *opportunity costs*-Modells werden Frauen als potentielle Arbeitskräfte im gewerblich-industriellen Lohnerwerbssektor ausgeklammert. Hier hat der kulturelle und politische Kontext der Diskussion auf den Text durchgeschlagen.

Gleichwohl ist die Konzentration der Darstellung auf die alternative Verwendung von Männern als Soldaten oder Arbeitskräfte nicht einfach Resultat des «blinden Flecks», den Susanna Burghartz als ubiquitäres Phänomen diagnostiziert. Es gibt dafür auch gute Gründe. Im folgenden mache ich zunächst einige Bemerkungen zur Abhängigkeit meines Beitrages von den Rahmenbedingungen der aktuellen Debatte, um mich dann den methodologischen Überlegungen zuzuwenden, auf denen er beruht.

Mein Beitrag ist sicher geprägt durch den Adressatenkreis und den Interventionscharakter der öffentlichen Referate, aus denen heraus er entstanden ist. Anders als beim vor allem durch ein heterogenes Fachpublikum besuchten Vortrag an der Universität Basel im Juni 1997 (dieses Manuskript zitiert Susanna Burghartz), trat ich in den vergangenen zwei Jahren mehrere Male vor einer mehrheitlich männlichen und zu einem ansehnlichen Teil auch älteren Zuhörerschaft auf. Ich verfolgte hier das Ziel, militärhistorischen Traditionalisten, Vertretern der Aktivdienstgeneration und generell einem an der Diskussion um die Landesverteidigung bzw. um die Logik der Dissuasion interessierten Publikum eine mögliche und wie ich meine plausible Interpretation der komplexen Vorgänge des Sommers 1940 und der Situation der Schweiz in den Kriegsjahren allgemein vorzuführen. Nach den semantischen Irrläufen des emotional aufgeladenen Begriffs «Demutsgeste», der in allen möglichen und unmöglichen Kontexten und insbesondere für eine fulminant zurückgewiesene Selbstbezichtigung von Veteranengruppen verwendet wurde, wollte ich nochmals mit aller Deutlichkeit klarstellen, wie ich die Sache sehe. Nun melden sich in dieser Diskussion keineswegs nur Männer zu Wort; doch sie ist insgesamt sehr männerlastig – und so ist es auch mein Aufsatz. Die affektiven Reaktionsmuster auf eine Interpretation, welche die Ambivalenz der schweizerischen Haltung gegenüber dem mächtigen und gefährlichen «Dritten Reich» hervorhebt, erleb(t)e ich als ausgeprägt geschlechtsspezifisch und das Sicheinlassen auf eine Diskussion, die um den militärischen Widerstand kreist, läuft demnach immer Gefahr, eine unter geschlechtergeschichtlichen Vorzeichen eindimensionale Problemstellung zu reifizieren. Auch wenn in meinem Text die Argumentation kritisch gewendet ist, bewegt er sich hauptsächlich im Gravitationsfeld des «Réduit national», dieses Leitfossils eines männergeprägten helvetozentrischen Autostereotyps. Ich weise zwar darauf hin, dass Frauen aus der Erinnerungswelt der Kriegsgeneration ausgeblendet wurden und es wird erwähnt, dass gerade die Konnotation von Militär- und «Aktivdienst» zu dieser vergangenheitspolitisch sehr wirksamen Verdrängungsleistung beigetragen hat. Doch die Tatsache, dass die lange Zeiträume hinweg sehr stabile gesellschaftliche Geschlechterordnung die Entscheidungssituation in der Kriegszeit geprägt und in der Prosperitätsphase der Nachkriegszeit eine beträchtliche Langzeit-

wirkung entfaltet hat, diese Einsicht halte ich an entscheidenden Stellen nicht systematisch präsent.

Dies hat Auswirkungen auf die Interpretation. Susanna Burghartz spricht von «Verzerrungen auf der interpretatorischen Ebene» (S. 149). Um solche zu vermeiden, gilt es nun aber nach dem Paradigma der Geschlechtergeschichte nicht, einfach auch noch die Frauen zu berücksichtigen, sondern was ansteht, ist die Analyse einer Geschlechterordnung, die auf einer Interdependenz und gegenseitigen Prägung der sie konstituierenden Elemente basiert. Gerade ein relationaler Untersuchungsansatz, der die Konstruktion von Frauen- und Männerrollen systematisch aufeinander bezieht, verhindert, dass weitere isolierte Forschungsdomänen entstehen, die den Ausblick auf die gesellschaftliche Dynamik verstellen. Ein solcher Ansatz kann auch plausibel machen, wieso sich – was die Ergebnisse betrifft – eine weitgehende Deckungsgleichheit meiner Aussagen mit denen meiner Kritikerin ergibt. Auch Susanna Burghartz gelangt nämlich zur Schlussfolgerung, dass «Frauen» und «Fremde» offenbar schlicht vergessen wurden, als es im Sommer 1940 darum ging, mögliche Entscheidungsalternativen zu überlegen und eine unter Dissuasionsaspekten optimale Ressourcenallokation anzustreben. Der Aufrechterhaltung der etablierten Geschlechterordnung, die zugleich eine Ordnung von Staatsbürgern war, kam offenbar damals die Priorität zu gegenüber den Imperativen der Landesverteidigung.

Susanna Burghartz möchte es – mit guten Gründen – nicht beim Ergebnis beenden lassen, dass sich das Arbeitsmarktproblem wegen der Unverrückbarkeit geschlechtsspezifischer Stereotypen damals so stellte, wie ich es beschrieben habe. In einem Aufsatz aus ihrer Feder zum selben Thema würde deshalb die ebenso hintergründige wie nachhaltig wirkende Geschlechterordnung ins Zentrum der Analyse gerückt worden sein. Meine Kritikerin plädiert dafür, das argumentativ zu entfalten, was ich einfach implizit voraussetze und sie kann mir so zu Recht vorwerfen, ich hätte mich nicht für das «Warum» interessiert und keine Argumente geliefert, die diesen doch erstaunlichen Sachverhalt erklären könnten, dass nie ernsthaft daran gedacht wurde, in der Schweiz einen auch die Frauen mobilisierenden «Volkskrieg» vorzubereiten oder Frauen systematisch für die Industrieproduktion zu rekrutieren. Obwohl Susanna Burghartz mit ihren wenigen Bemerkungen zeigen kann, dass solche Fragen mit grossem Gewinn gestellt werden können, bleibt ihre Erklärung für deren Ausbleiben enttäuschend. Sie möchte zwar nicht personalisieren und hält deswegen «diese Ausblendung aus verschiedenen Gründen nicht für zufällig» (S. 149). Dafür werden dann aber keine plausiblen Gründe genannt. Die Argumentation bleibt letztlich doch im Psychologischen stecken. Die Autorin suggeriert, mit etwas mehr Sensibilität für geschlechtergeschichtliche Fragestellungen hätte es mir

gelingen können, die aufgeworfenen Punkte zu klären. Im Wissen darum, dass dies immer auch eine Selbstentlastung sein kann, sehe ich dieses Problem grundlegender als Susanna Burghartz. Mit einzelnen Zitaten à la «rauschgift-süchtige Romantik» (eine Formulierung, mit der 1939 die Idee einer allgemeinen Frauenbewaffnung zurückgewiesen wurde) lässt sich der affektiv-mentale Komplex, der hier wirkt, zwar trefflich illustrieren – doch eine vertiefte Analyse ist damit selbstredend nicht zu leisten. Um zu einer validen Interpretation zu kommen, genügt es eben nicht, wortreich darauf zu insistieren, dass die Geschlechterordnung sehr stabil und resistent gegenüber Veränderungen war. Hier müssten Forschungsleistungen erbracht werden, an deren Zustandekommen mir sehr liegt, die ich aber nicht herbeizaubern kann.

Was bis heute an Studien vorhanden ist, geht über Versatzstücke und Stückwerk nicht hinaus. Innerhalb der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte wurden entsprechende Forschungen bisher zu wenig gefördert. Die erwähnte Studie von Monique Pavillon, die sich mit den Frauen während der Kriegsjahre befasst, gelangt zum Beispiel zum bemerkenswerten Schluss, dass es gerade auch die Frauenarbeit war, welche die reibungslose Zusammenarbeit der schweizerischen Volkswirtschaft mit den Achsenmächten ermöglicht hat. Doch statistische Angaben, die es ermöglichen würden, diese Faktoren zu gewichten, fehlen weitgehend. Es gibt zwar die pionierhaften Untersuchungen über die Bedeutung der Frauenarbeit auf dem Zürcher und Schweizer Arbeitsmarkt von Käthe Biske aus den 1960er Jahren. Unter anderem davon ausgehend hat Regina Wecker in Aufsätzen (1984 und 1995) und in ihrem Buch «Zwischen Ökonomie und Ideologie» (Zürich 1997; vgl. hier die bibliographischen Angaben) die methodisch-konzeptionellen Voraussetzungen geschaffen, die es ermöglichen würden, für die Kriegsjahre eine auf der Kategorie Geschlecht basierende Analyse der verschiedenen Erwerbssektoren zu leisten. Doch das wurde bisher nicht an die Hand genommen. Weckers statistisch abgestützte Untersuchung über die «Arbeit im Lebenszusammenhang von Frauen» behandelt eingehend den Zeitraum von 1870 bis 1910. Die Publikationen dieser Autorin über die Fabrikgesetzgebung erstrecken sich zwar auch auf die Kriegs- und Nachkriegsjahre, doch ebenso wie die Arbeiten von Beatrix Mesmer, Brigitte Studer und Gaby Sutter (über die Beschäftigungsstruktur), von Heidi Witzig und Elisabeth Joris (über verschiedene Aspekte des Alltags und der Politik) fokussieren sie nicht auf die hier angesprochenen Problemfelder und ermöglichen es deshalb auch nicht, eine empirische, die Kategorie «Geschlecht» mit einbeziehende Untersuchung des Arbeitsmarktes und der Arbeitsformen während des Zweiten Weltkrieges zu leisten. Ausgehend von Alice Kessler-Harris Studie über «Wage earning Women» in den USA, die 1982 mit dem Titel «Out to Work» erschien, zeigen zwar Forschungen aus andern Ländern, ■ 121

dass Frauen sehr rasch in industrielle Produktionssysteme einbezogen werden konnten und wie wenig es ihnen gelang, eine feste Position über das Kriegsende hinaus zu erhalten. Ob indessen im Sommer 1940 die schweizerischen Unternehmen mit der Spontanrekrutierung von Frauen ihre aufgrund der militärischen Totalmobilmachung paralysierten oder eingeschränkten Produktionsprozesse wieder hätten aufstarten können: diese Frage ist nicht so einfach zu beantworten. Monique Pavillon und Annette Frei zeigen zwar mit Hilfe der Fabrikstatistik von 1944, dass lohnerwerbstätige Frauen vom angestammten Textilbereich in die Maschinenindustrie hinüberwechselten. Faktisch hätte nach der militärischen Generalmobilmachung und mit den rasch zunehmenden kriegsbedingten Schwierigkeiten in der Landesversorgung kaum mehr ein Sektor ohne zusätzliche Frauenarbeit funktionieren können. Wie – man ist versucht zu sagen – «raffiniert» weibliche Arbeitskräfte als Lückenbüsserinnen rekrutiert wurden, zeigt zum Beispiel Stefan Appenzeller in seiner Geschichte der Basler Verkehrsbetriebe (Basel und sein Tram, Basel 1995, S. 102 ff): Die «Tramazonen» tauchten auf, als ab Herbst 1939 Not am Mann war – als «betriebsfremde Billeteusen» wurden sie nach Kriegsende unter Verdankung ihrer Dienste prompt wieder entlassen. Weitere Untersuchungen weisen aber auch auf Grenzen einer solchen Anstellung von Frauen zur Überbrückung von Arbeitsmarkt-Engpässen hin. Die unbezahlte Haus-, Familien- und Küchenarbeit, die zu leisten war, unterlag damals einem einschneidenden Wandel. Wie ich in meiner eigenen Studie über die «Fabrikmahlzeit» zu zeigen versuche, fielen mit der kriegswirtschaftlichen Umstellung gerade hier und insbesondere auf dem Ernährungssektor neue arbeitsintensive Aufgaben an, für deren Erledigung Frauenarbeit als unverzichtbar betrachtet wurde. Aber auch auf diesem Forschungsfeld sind wichtige Vorgänge noch nicht untersucht.

Hätte ich nun aufgrund fehlender aus den Quellen gearbeiteter Analysen den vorliegenden Aufsatz nicht schreiben sollen? Die Frage versteht sich rhetorisch. Joan W. Scotts Diktum, *gender* sei eine *useful category* für die historische Analyse, hat mir zu gut eingeleuchtet. Die Formulierung «*useful*» ermöglicht nämlich eine Anwendungspragmatik, die es erlaubt, zu bestimmten Themen auch einmal etwas zu schreiben, das nicht zentral um die Kategorie Geschlecht kreist. Susanna Burghartz stimmt dem im Prinzip zu, sagt sie doch, es gehe ihr «keineswegs darum zu behaupten, dass in jedem Fall, also auch bei der Frage nach Reduit und schweizerischer Aussenwirtschaftspolitik, Geschlecht die wesentliche Erklärungskategorie ist». Sie insistiert jedoch darauf, dass es ohne Berücksichtigung dieser Kategorie zu problematischen Schlussfolgerungen kommt, wobei mir hier insofern eine argumentative Asymmetrie vorzuliegen scheint, als historische Studien, die sich primär mit Frauen beschäftigen, auch dann unter der Bezeichnung «Geschlechtergeschichte» subsumiert werden, wenn

sie den methodologischen Anforderungen dieses Ansatzes ebensowenig genügen, wie dies bei Studien der Fall ist, die mehrheitlich oder ausschliesslich Männer zum Thema haben, und denen dann (zu Recht) eine indifferente Haltung gegenüber der relationalen Kategorie «Geschlecht» vorgeworfen wird.

*

Wenn ich mich mit einzelnen Argumenten von Susanna Burghartz' Anmerkungen auseinandersetze, so bezieht sich mein Kommentar vor allem auf zwei Punkte.

Erstens konzentriert sich die Autorin so sehr auf das Metier virtuoser Kritik, dass sie die Fragen, die gerade aus einer geschlechtergeschichtlichen Perspektive wichtig sind, gar nicht erst stellt. Es ist vielleicht nicht angemessen, ein kritisch intendiertes Referat mit dem Vorwurf zu konfrontieren, es biete nicht gleich auch noch Lösungen an. Aber der polemische Impetus muss eben doch daran gemessen werden, ob es gelingt, eine produktive Perspektive freizuräumen. Als Historiker, der Geschlechtergeschichte wichtig findet, würde mich insbesondere interessieren, was Susanna Burghartz von ökonomischen Theorien und insbesondere von der mikroökonomischen Modellierung von Handlungsalternativen hält. Wenn die in diesem Zusammenhang angestellten Überlegungen bezüglich geschlechtergeschichtlicher Fragestellungen generell als betriebsblind bezeichnet und durch eine völlig anders konstruierte «Ökonomie des Weiblichen» ersetzt werden müssten, so wären interdisziplinäre Forschungsvorhaben, an denen auch Volks- und BetriebswirtschaftlerInnen partizipieren, mit einer schweren Hypothek belastet. Wenn es jedoch darum geht, ökonomische Theorien auf Untersuchungsgebiete auszudehnen, für welche die Kategorie «Geschlecht» relevant ist, dann stellt sich das Problem anders. Dann müssten diese Ansätze nicht verworfen werden, sondern müssten verstärkt in historische Untersuchungen integriert werden. Eine simple Zurückweisung der «Ökonomie» mit dem Argument, sie sei bloss Ausdruck eines wissenschaftlich elaborierten Männerdenkens, wäre dann hilflos. Ich bin nun der dezidierten Ansicht, dass eine interdisziplinäre Zusammenarbeit mit den Wirtschaftswissenschaften auch für die Geschlechtergeschichte von grossem Nutzen sein kann. Was den Konzepttransfer von der Ökonomie in die Geschichte betrifft, so haben Wirtschaftshistoriker wie Hansjörg Siegenthaler schon seit geraumer Zeit Überlegungen zu den *opportunity costs* der Haus- und Familienarbeit angestellt und gezeigt, dass die Integration von Frauen in Arbeitsmärkte auch vom Wandel in dieser Sphäre abhängt. In Zürich legten etwas Margit Osterloh und Heidi Schelbert spannende Untersuchungen über Unternehmensorganisation, Lohnsysteme und Arbeitsmärkte vor, die auch für historische Forschungsprojekte relevant sind. Und Gary Becker und Barbara Seel zielen mit Theorien

zur Produktionsfunktion für private Haushalte ebenfalls auf eine Integration der nichtbezahlten, traditionellerweise, das heisst von der Rollenstereotypisierung her mit Frauen identifizierten Aufgabenbereiche in ökonomische Erklärungsmodelle ab. In umgekehrter Richtung könnten Überlegungen «zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus», wie sie Gisela Bock und Barbara Duden vor über 20 Jahren (1976) in ihrem wegweisenden Aufsatz «Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit» vorgeschlagen haben, einer geschlechtergeschichtlichen Erweiterung wirtschaftswissenschaftlicher Konzepte Vorschub leisten. Das sind nur einige wenige Hinweise, die sich auf eine spannende Diskussion um die theoretischen Implikationen der kulturellen Konstruktion von Geschlecht beziehen.

Was sagt nun Susanna Burghartz dazu? Sie bleibt merkwürdig diffus. Sie will sich nicht entscheiden, ob sie in fundamentalfeministischer Weise die akademisch etablierte Ökonomie als Ausgeburt von Männerphantasien ablehnen soll oder ob sie doch eher pragmatisch für einen Umbau dieser Ansätze in Richtung geschlechtergeschichtlicher Fragestellungen plädieren will. Zunächst schreibt sie unter dem Titel «Das Geschlecht der <Opportunitätskosten>», es gelte endlich zu sehen, dass «die ökonomische Theorie keineswegs so geschlechtsneutral» sei, «wie sie vorgibt». Frauen würden «in der Schweiz zumindest nicht völlig ausgeblendet; sie werden es aber im Konzept der Opportunitätskosten». Aus dieser Sicht wird dann «die Dekonstruktion von Theorien und die Diskussion von Theorien, die Geschlecht systematisch ausschliessen» als «wesentliche Aufgabe» charakterisiert. Also weg mit dem *opportunity costs*-Ansatz? Mittenichten! Zwischendurch wechselt die Kritikerin flexibel die Argumentationsebene: Kritisiert wird nun bloss noch die «Art und Weise, wie Jakob Tanner das Konzept der Opportunitätskosten konkret verwendet». Auf dieser Linie wird dann «der Einbezug der <Anderen> – also der Frauen und der Fremden – als Arbeitskräftekategorien in die vom Historiker angestellte Opportunitätsrechnung in die Interpretation» gefordert. Im Hinblick auf eine ernsthafte Diskussion des Problems ist eine solche beliebige und inkonsistente Kritik geschenkt. Mir scheint, dass Susanna Burghartz hier kaum haltbare Konzessionen an die Produktion rhetorischer *ingroup*-Effekte gemacht hat, die ihre Ausführungen hinter das zurückfallen lassen, was sie selber an argumentativer Stringenz bei den von ihr Kritisierten voraussetzt.

Der zweite Punkt meiner «Kritik an der Kritik» richtet sich auf jene Passage, wo mich Susanna Burghartz des unreflektierten *gendering* der Gegenwartsdebatte bezichtigt. Hier nimmt sie auf die emotionalen Abwehrenergien Bezug, welche die ganze Debatte um Geld und Gold freisetzte und in welcher es anstatt um das Verhalten des Finanzplatzes um die «verlorene Ehre der Nation» geht. Die Vertheidigung dieser angeschlagenen Ehre läuft einher mit der symbolischen Sta-

tusaufwertung der Männer, die damals unter harten Bedingungen die Schweiz verteidigt haben. In meinem Aufsatz themisiere ich unter explizit geschlechtergeschichtlichen Prämissen diese mentale Disposition, welche keineswegs vom Himmel gefallen ist, sondern die Erinnerungspolitik der Schweiz nach 1945 insgesamt prägte. Ausgangspunkt ist die Kategorie des «Aktivdienstes», die Männer und Armee synthetisiert und die den «Aktivdienst» der Frauen in den Kriegsjahren entwertet. Diese Hypostasierung der militärischen Komponente der Landesverteidigung hat gleichzeitig eine Verdunkelung der Aktivitäten des Finanzplatzes und der Rüstungsfirmen zur Folge. Im mentalen Vergangenheitsmanagement der schweizerischen Nachkriegszeit gibt es einen engen Zusammenhang zwischen der Verdrängung der ökonomischen Kooperation mit dem NS-Regime und der maskulinen Selbstrepräsentation der Nation, die wiederum nachhaltig auf Kosten der politischen und sozialen Forderungen von Frauen ging. Außerdem ergeben sich spannende semantische Parallelisierungen zwischen «Frauen» und «Finanzmarkt» in dem Sinne, dass diese beiden Begriffe in den zeitgenössischen Diskursen von jenen der «Männer» und der «Arbeit» abgehoben werden. In einem Feld dichotomer Bedeutungen stehen Unberechenbarkeit, Volatilität, Wendigkeit und Reproduktion den Kontrastwerten Rationalität, Stetigkeit, Zuverlässigkeit und Produktivität gegenüber. Die eine Seite ist dabei unverkennbar feminin, die andere maskulin assoziiert. Der Reduitmythos und das Igelsyndrom stellen das männer- und widerstandszentrierte imagologische Dispositiv dar, hinter dem Frauen und Finanzen gleichermaßen verschwinden.

Wenn auf solche Synergieeffekte in der Bedeutungsproduktion hingewiesen wird, wenn von diesen symbolischen Übertragungen und normativen Stereotypisierungen gesprochen wird, so geht es überhaupt nicht um «Platzzuweisungen in der aktuellen Debatte», sondern im Gegenteil um das Bewusstmachen von Mechanismen der symbolischen Geschlechterpolarisierung und um geschlechtergeschichtlich relevante Strukturen des kollektiven Gedächtnisses. Dies in der Absicht, unreflektierten Kurzschlüssen in der heutigen Auseinandersetzung entgegenzuwirken. Wie ist zu erklären, dass Susanna Burghartz aus dieser Passage das Gegenteil dessen herausliest, worauf es mir ankommt? Als Scharnier für diese Verkehrung dient ihr die Konjunktion «ebenfalls». Sie wird gleichsam zum psychoanalytischen Schibboleth, das es ermöglicht, den «blinden Fleck» im Text zu identifizieren. Anstatt festzuhalten, dass ich mich hier explizit mit geschlechtergeschichtlichen Fragestellungen auseinandersetze und – gewitzt durch das Studium zahlreicher Quellen – darauf hinweise, wie sehr im zeitgenössischen Diskurs «Frauen» und «Finanzen» verwebt wurden, transportiert Susanna Burghartz «diese kleine sprachliche Parallelisierung» in die Gegenwart und bezichtigt mich einer unbewuss-

ten Gleichsetzung der beiden Kategorien in der Interpretation. Um dann unvermittelt fortzufahren: «Das Ignorieren der Kategorie ‹Geschlecht› und das Tabuisieren des (meist unbewussten) ‹Gendering› bestimmter Diskurse scheint mir für die Diskussion weiterhin ein erhebliches Problem zu sein.» Aus meiner Sicht stellt vor allem diese Art der Argumentation ein erhebliches Problem dar. Die Unangemessenheit des Vorwurfs wird sichtbar, wenn ich dasselbe Muster an Susanna Burghartz' eigenem Text durchspiele. Der Autorin unterläuft – so könnte ich unter Abstrahierung des Argumentationskontextes sagen – in ihrer Beweisführung unreflektiert eine «sprachliche Parallelisierung» von «Frauen» und «Fremden». Indem sie diese zur Kategorie der «Anderen» amalgamiert, entnennt sie den schweizerischen, hausgemachten Antisemitismus. Denn die «Fremden» waren «Flüchtlinge» (wie die Autorin auch einmal eher beiläufig festhält) – und die Flüchtlinge waren zum Grossteil Jüdinnen und Juden, von denen aufgrund der «Das-Boot-ist-Voll»-Maxime (nach heutigen Erkenntnissen) gegen 25'000 an der Grenze zurückgewiesen wurden und damit gar nie «Fremde» in der Schweiz werden konnten. Die Autorin tappt hier in die Falle, die Schweizer Frauen mit den Opfern des nationalsozialistischen Regimes gleichzusetzen und sie erliegt gleichzeitig der anhaltenden Wirkung antisemitischer Vorurteile. Damit nimmt sie eine massive Platzzuweisung im gegenwärtigen Diskurs vor. – Wie gesagt: Eine solche dekontextualisierte Argumentation fände ich bezogen auf den Text von Susanna Burghartz nicht haltbar. Es würde damit zwar ein durchaus ernst zunehmendes Problem angesprochen, auf das hinzuweisen ich alle Gründe haben könnte. Es gibt tatsächlich einen eindimensionalen geschlechtergeschichtlichen Opferdiskurs, der im Verlaufe des vergangenen Jahrzehnts allerdings auch kritisiert und aufgebrochen wurde. Aber der Kontext, in dem Susanna Burghartz ihre Argumente entwickelt, verbietet es, sie mit einer solch kurzsinnigen Interpretation zu traktieren. Dieselbe intellektuelle Sorgfalt beanspruche ich auch für mich. Auch wenn die Kritik dadurch wohl an verbalem Schwung verlieren würde.

Zusammengefasst ist der Text von Susanna Burghartz eher ein Symptom für die Schwächen der Geschichte der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges als dass er aufzeigen könnte, wo die Probleme liegen und was zu tun wäre. Die Autorin der Kritik hat zwar einmal mehr eine Diskussion um die Geschlechtergeschichte angeregt. Zu dieser hat sie auch schon inspirierendere und reflektiertere Inputs geleistet. Gerade weil – wie Judith Butler vorschlägt – Geschlechterrollen als Produkt einer permanenten Performance begriffen werden können, deren Konstruktion nie beendet sein wird, gilt es, verstärkt auf die Durchsetzungsfähigkeit von Argumenten zu achten. Polemische Verkürzungen wie die jetzt kritisierten wirken eher situativ und kurzfristig. Längerfristig haben sie kaum Ausstrahlung. In einer erweiterten Optik mag das nicht so

bedeutungsvoll sein, denn inmitten des Meinungsstreites sollte nicht vergessen werden, dass Geschlechtergeschichte weniger mittels deklamatorischer Gesten vorankommt als durch die Förderung von diesbezüglich relevanten Ausbildungsprogrammen und Forschungsprojekten, kombiniert mit der Umsetzung der Gleichberechtigungsforderung auf dem akademischen Arbeitsmarkt. In dieser Hinsicht teile ich die Ansichten von Susanna Burghartz, auch wenn deren Ausdeutschung wiederum eine andauernde Quelle von Interpretationskonflikten bleiben wird – und dies im Interesse an einer lebhaften Debatte auch bleiben muss.

Anmerkung

- 1 Jakob Tanner, ««Réduit national» und Aussenwirtschaft: Wechselwirkungen zwischen militärischer Dissuasion und ökonomischer Kooperation mit den Achsenmächten», in Philipp Sarasin, Regina Wecker (Hg.), *Raubgold, Reduit, Flüchtlinge. Zur Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg*, Zürich 1998.